

Warum wir erinnern müssen

»Unsere« Kämpfe ...

Bengü Kocatürk-Schuster und Kutlu Yurtseven im Gespräch mit A. Schmitz

Bengü Kocatürk-Schuster und Kutlu Yurtseven engagieren sich seit vielen Jahren in Initiativen zur Unterstützung von Betroffenen rassistischer Gewalt und deren Angehörige. Kutlu ist aktuell aktiv in der Initiative »Herkesin Meydanı – Platz Für Alle« und »Tatort Porz«. Davor engagierte er sich in der Initiative »Keupstraße ist überall« und hat das Tribunal »NSU-Komplex auflösen« mitgestaltet und -organisiert. Bengü unterstützt die Initiative Duisburg 1984. Kutlu ist bekannt als Mitglied der Kölner Rap-Gruppe Microphone Mafia, die lange gemeinsam mit der Auschwitz-Überlebenden Esther Bejarano und deren Familie aufgetreten ist. Nach dem Tod von Esther Bejarano gehen die gemeinsamen Konzerte mit ihrem Sohn Joram weiter. Als Aktivisten beleuchten Kutlu und Bengü die Kämpfe gegen Rassismus und Diskriminierung, schildern ihre Erfahrungen und skizzieren die Bedeutung von Vernetzung, Solidarität und Erinnerungsarbeit. Die rassistischen Brandanschläge in Mölln und Solingen, die sie persönlich als Zäsur in der langen Tradition von Rassismus und Diskriminierung wahrnahmen, haben sie politisiert.

Moderation und Redaktion: Adelheid Schmitz

Die Anschläge in Mölln und Solingen haben uns politisiert

Adelheid Schmitz: *Ganz herzlichen Dank, dass ihr über eure Erfahrungen und Einschätzungen berichtet. Warum ist es euch wichtig, dieses Buchprojekt zum 30. Jahrestag des Brandanschlags in Solingen zu unterstützen?*

Kutlu Yurtseven: Die Erfahrung mit Rassismus hat mich seit jungen Jahren stark geprägt. Mit meinen Freunden haben wir 1989 die Band TCA gegründet und daraus ist Microphone Mafia entstanden. Mit unserem Song »STOP« reagierten wir musikalisch auf die Eskalation rassistischer Gewalt in Hoyerswerda, Rostock-Lichtenhagen und vielen anderen Orten – auch im Westen –, an denen asylsuchende Menschen gejagt und ihre Wohnheime in Brand gesetzt wurden. Wir waren gegen Rassismus,

aber wir waren keine politische Band. Aufgrund unserer eigenen Geschichte und Lebenserfahrungen waren wir einfach dagegen, den selbst erlebten Rassismus haben wir nicht verstanden. 1993 wurde mit dem rassistischen Brandanschlag in Solingen in unmittelbarer Nähe unseres Wohnortes migrantisches Leben angegriffen, nur sechs Monate nach dem Anschlag in Mölln am 23. November 1992. Der Solinger Anschlag war wieder ein Schock. Aber wir haben es kommen sehen, das hatte mit der Wiedervereinigung zu tun und auch mit der Migrationsgeschichte. Dies muss in Zusammenhängen gesehen werden. Es hat etwas damit zu tun, wie mit den sogenannten Gastarbeitern umgegangen wurde und auch der Idee, dass wir nicht lange bleiben sollten. Wir waren immer hin- und hergerissen. Wir wurden oft als »Assis« beschimpft, haben uns auch scherzhaft selbst so bezeichnet, aber wir haben niemanden umgebracht. Wir sind nicht nach Solingen gelaufen und haben Häuser angezündet. Und wir haben auch erst nach Solingen Scheiben eingeschlagen. Das war nicht unser Politikverständnis. Die Anschläge haben uns jedoch verändert. Einige sind nur wütend geworden, manche haben ihre Wut kreativ verarbeitet, wieder andere haben sich abgeschottet.

Bengü Kocatürk-Schuster: Meine Erfahrung war etwas anders. Ich kam erst Ende 1989 nach Deutschland. Aufgewachsen und zur Schule gegangen bin ich in der Türkei. In Deutschland war ich nur einige Wochen in den Sommerferien, um meine Eltern zu besuchen, die hier arbeiteten. Rassismus kannte ich also nicht aus eigener Perspektive, in der Türkei gehörte ich zur Mehrheitsgesellschaft. Meine Eltern erlebten Ausgrenzung und Rassismus. Darüber wurde jedoch nicht gesprochen. Während der Ferien in der Türkei wollten wir eine gute Zeit miteinander verbringen. Meine Eltern kamen immer mit vielen Geschenken, sodass alle dachten, es ginge ihnen gut. Sie haben sich nie über die Arbeit oder das Leben beschwert, obwohl sie zeitweise parallel drei Jobs machten. Das habe ich alles später erst erfahren. Die meisten Arbeiter*innen haben nie über ihre schweren Arbeitsbedingungen oder ihre Probleme in Deutschland geredet. Als ich nach Deutschland kam, war ich erst mal nur mit mir beschäftigt, ich kannte die Sprache nicht und hatte hier keine Freunde, ich hatte niemanden außer meinen Eltern und meiner Schwester. Von Rassismus hatte ich keine Ahnung, ich hatte auch keine Sprache, keine Begriffe dafür. Es gab jedoch erste Erfahrungen, die ich allerdings zu der Zeit nicht einordnen konnte. Schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft musste ich zur »Ausländerpolizei«, so hieß das damals. Da ich nicht im Rahmen des Familiennachzugs einreisen konnte, bin ich als Studierende gekommen und war verpflichtet, in regelmäßigen Abständen meinen Pass vorzuzeigen und die Aufenthaltsberechtigung zu verlängern. Die Bezeichnung »Ausländerpolizei« war für mich schon erschreckend. Das sitzt mir noch heute in der Brust. Damals habe ich mich gefragt, warum muss ich zur Polizei, wenn ich nichts gemacht habe. Ein Termin dort war immer mit Anspannung verbunden, die Eltern drängten darauf, unbedingt pünktlich, besser noch überpünktlich zu sein.

Bloß nicht auffallen und alles mitnehmen, damit nichts schiefgeht. Das hat etwas mit institutionellem Rassismus zu tun, den Migranten in diesen Ämtern oft erleben. Ich habe dort Vieles beobachtet, konnte es jedoch nicht einordnen. Heute weiß ich, es waren meine ersten Begegnungen mit Rassismus in Deutschland. Die rassistische Gewalt, die Anschläge im Zuge der Wiedervereinigung habe ich in meinen ersten Jahren in Deutschland mitbekommen. Der Anschlag in Mölln schockte mich besonders. Danach habe ich an meiner allerersten Demo in Deutschland teilgenommen. Ich erinnere mich, dass mein Vater vor dem Fernseher bei Mölln und Solingen weinte. Ich habe gespürt, dass bei meinen Eltern eine große Angst entstanden ist. Das hat sowohl die Elterngeneration als auch die Kindergeneration sehr geprägt, weil sie danach noch vorsichtiger waren. Wenn wir Kinder uns eine halbe Stunde verspäteten, waren sie sofort besorgt. Mein Vater lief nachts noch mal um die Wohnung, um zu schauen, ob alles okay ist. Wir wohnten im Erdgeschoss. Unsere Gedanken waren makaber: Einerseits war es gut, um schnell wegkommen zu können, falls Brandsätze die Wohnung trafen. Aber andererseits wären wir die Ersten gewesen, die es wahrscheinlich getroffen hätte. Die Fensterläden wurden nachts immer geschlossen und alles wurde mehrfach von meinem Vater kontrolliert. Diese Angst oder Sorge steckt bis heute in dieser Generation. Und Solingen kurz nach Mölln, ich kann kaum beschreiben, was in uns vorging damals, es hat uns komplett erschüttert.

Adelheid Schmitz: *Erinnert ihr euch noch, wann und wie ihr von dem Brandanschlag in Solingen gehört habt und was dann passierte?*

Kutlu Yurtseven: Erfahren habe ich es durch die Medien. Damals studierte ich an der Bergischen Universität in Wuppertal und da waren auch Kommilitonen und Freunde, die in Solingen lebten und die sich an den Protesten in Solingen beteiligten. Einer von ihnen wohnte in der Nähe des Hauses von Familie Genç. Unser Schmerz und unsere Wut waren enorm. Für uns war das alles so unfassbar. Ich war bei den Protesten auf der A 3 dabei. Die Polizei ging hart gegen uns vor und versuchte, die Blockade der Autobahn aufzulösen. Bei den Protesten auf der A 3 hat sich alles Aufgestaute einen Ausdruck gesucht. Bengü sagt, wir hätten schon im frühesten Kindesalter gemerkt, dass Menschen glauben, dass wir nicht hierhin gehören. Ich erinnere mich bis heute, dass ich im Kindergarten gezwungen wurde, christlich zu beten, obwohl ich muslimisch war. Anders als Bengü musste ich jedoch nicht zur »Ausländerpolizei«, sondern zur »Ausländerbehörde«. Da musste ich regelmäßig hin, obwohl ich in Köln geboren bin. Auch in der Ausländerbehörde habe ich ähnlich wie Bengü Diskriminierung und Rassismus erlebt. Mölln und Solingen war für uns eine Art Zäsur. Später, als ich die erste »Möllner Rede im Exil« halten durfte, habe ich meinen Vater zitiert, der kurz nach dem Brandanschlag gesagt hat: »Wir werden nur noch im Sarg in die Türkei zurückkommen, aber nicht so.« Es hat viel mit uns gemacht und

wir haben auch erlebt, was es mit unseren Eltern gemacht hat. Auch das hat uns sehr geprägt. Es war auch ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite dachten wir, sie wehren sich nicht, deshalb müssen wir krasser sein, mehr tun gegen die Diskriminierung, den Rassismus. Andererseits haben wir auch gesehen, wie unsere Eltern weinten, das alles hat sie sehr mitgenommen. Und wir jungen Leute waren unglaublich wütend und wollten das auch zeigen: Es wurden Laternen rausgerissen, Ampeln kaputt geschlagen. Und ich sage immer noch, in Solingen war es genau richtig, weil gezeigt wurde, bis hierhin und nicht weiter. Warum dann in Köln Scheiben eingeschlagen wurden und in München, darüber können wir diskutieren. Im Nachhinein und als heute 49-Jähriger muss ich aber auch sagen: Damit haben wir auch viele Menschen verschreckt, die eigentlich auf unserer Seite waren. Ich sehe das aber auch als eine Form von Verteidigung und dass wir eigentlich recht hatten, denn wir fühlten, dass uns niemand schützt. Auch in den Familien haben die beiden Anschläge so kurz nacheinander viele Diskussionen ausgelöst. Unsere Eltern, meine Freunde und Brüder haben gesagt, wir fahren jetzt nach Solingen. Die Proteste waren sehr wichtig, denn sie hatten eine Botschaft: »Ihr schützt uns nicht. Es kann immer wieder passieren. Wir schützen uns selbst.« Das kann ich alles sehr gut nachvollziehen. Ich habe aber auch die Reaktion von Frau Mevlüde Genç mitbekommen, die zu Mäßigung und Versöhnung aufrief. Unglaublich stark in dieser Situation. Ich meine, Frau Genç hatte noch weitere Kinder. Und so hart es jetzt klingen mag, sie musste ja auch für sie da sein. Und wenn du dich deinem Hass und deiner Wut hingibst, glaube ich, bist du dann irgendwann für deine anderen Kinder nicht mehr da. Und auch nicht mehr zugänglich. Ich glaube auch, dass niemand seinen eigenen Kindern Hass, Wut und Verzweiflung anerziehen möchte. Und deswegen: Alle Reaktionen von Schlagen, Sperren, Zerstören bis zu Vergeben waren einfach ganz natürliche Reaktionen von verschiedenen Charakteren.

Bengü Kocatürk-Schuster: Mir selbst sind die Augen erst 2011 so richtig aufgegangen, nach der zumindest teilweisen Aufdeckung des NSU-Komplexes. Wir hatten schon immer das Gefühl, gerade auch nach dem Anschlag in Köln, dass es Rechte sein müssen. Aber irgendwie waren wir trotzdem noch nicht so aktiv. Seit 2011 bin ich politisch ziemlich aktiv. Das hat vielen von uns die Augen geöffnet. In dieser Zeit wurden auch viele Initiativen gegründet, von der Keupstraße bis zu allen anderen Initiativen, die es in Deutschland gibt, die auch mit Betroffenen extrem rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt arbeiten. Damals hat sich gezeigt, dem Staat ist nicht mehr zu vertrauen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir wahrscheinlich noch Hoffnung, dass es irgendwie noch Recht und Gerechtigkeit in Deutschland geben kann, geben muss. Aber das war dann eine wirkliche Zäsur. Uns war klar, wenn wir nicht kämpfen, wer soll das denn sonst machen? Wir mussten das in unsere Hand nehmen und sowohl für uns selbst kämpfen, als auch die Menschen unterstützen, die bis dahin ihre Stimmen nicht in die Öffentlichkeit bringen konnten.

Aktives Zuhören und Unterstützung der Betroffenen

Kutlu Yurtseven: Bis dahin hatten die Betroffenen kaum gesprochen. Auf der Keupstraße gab es nach der sogenannten Selbstenttarnung plötzlich eine ganz andere Entwicklung und unsere Herangehensweise änderte sich. Die Betroffenen waren plötzlich Nachbarn aus der Jugendzeit, dies ermöglicht andere Zugänge. Aber es waren auch unsere Nachbarn, die von 2004 bis 2011 gelitten haben, ohne dass wir Anwohner an der Keupstraße und im Viertel dies gesehen haben. Durch die Kinoreihe »Dostluk Sineması« nach der sogenannten Selbstenttarnung des NSU und den Berichten der Betroffenen nach den Filmabenden begann das Umdenken, weil wir das seelische Leiden dieser Menschen sahen. Und auch die Folgen der Stigmatisierung und Kriminalisierung durch die Behörden, wie sie seelisch gequält wurden. Da hat sich unser Bewusstsein dafür entwickelt, dass wir zuhören müssen. Der persönliche Zugang vor Ort hat es ermöglicht, mit den Betroffenen über ihre schmerzvollen Erfahrungen zu sprechen. Das haben auch andere gesehen und es kam zu größeren Zusammenschlüssen, bei denen auch die Betroffenen ein Forum bekamen. So änderte sich auch die Wahrnehmung der Initiativen und deren Bedeutung. Wir entwickelten zunehmend die Fähigkeit des Zuhörens. Die Aktivist*innen haben nicht für Menschen gesprochen, sondern mit ihnen und wie İbrahim Arslan es immer sagt, die Betroffenen sind die Hauptzeug*innen des Geschehenen und sie müssen erst Vertrauen aufbauen, für das wir gute Rahmenbedingungen schaffen sollen, damit diese Menschen erzählen und berichten. Und dadurch konnten wir auch den roten Faden, die Traditionslinie erkennen, dass die rassistische Gewalt nicht erst nach dem Mauerfall begann. Der Blick veränderte sich, da Betroffene plötzlich geredet haben, auch viele junge Betroffene. Und ältere Betroffene wurden so motiviert, über ihre Fälle zu reden. Wir sind aufmerksamer geworden auch in unserer Arbeit mit den Betroffenen. Ich glaube tatsächlich, dass 2011 die Zeit des Umdenkens war und auch der Veränderung innerhalb der Initiativen und bei den Aktivist*innen.

Adelheid Schmitz: *Welche Erfahrungen sind dabei prägend und warum sind Initiativen wichtig, die die Betroffenen unterstützen?*

Bengü Kocatürk-Schuster: Kutlu, Du hast schon das Zuhören angesprochen. Das ist das Schlüsselwort, bei dem was wir tun. Es geht nicht nur um Hören, sondern um richtiges Zuhören mit allen Sinnen. Besser mit dem Herzen. Wenn man die Perspektive der betroffenen Menschen hört, dann ist das eine ganz andere Welt. Deren Meinung wird meist nicht eingeholt. Sie werden nicht gefragt, wie es ihnen geht oder was sie brauchen. Ihre Wünsche nach einem würdigen Gedenken werden nicht berücksichtigt. Das sind bedeutsame Fragen, das ist emotionales Wissen, das wir durch sie bekommen, das für die politische Arbeit essentiell ist. Zuhören und Räume öffnen ist das, was wir tun. Wir öffnen Räume, damit ihre Stimmen mehr wahr-

genommen werden, mehr Gehör finden. Falls nötig, treten wir einen Schritt zurück, um ihnen den Vortritt zu geben, damit sie die nötige Öffentlichkeit bekommen. Ich bin in der Initiative Duisburg 1984 und Kutlu ist in Köln sehr aktiv. Unsere Arbeit ist jedoch mehr als Gedenkveranstaltungen zu organisieren, es ist eine politische Aufgabe, die die Stadtgesellschaft dazu zwingt, sich mit Rassismus auseinander zu setzen. Bei der Initiativenarbeit geht es auch darum, eine psychosoziale Stütze zu sein. Dabei ist Vertrauen wichtig. Wenn das Vertrauen erstmal da ist, dann werden uns die Türen geöffnet zu den ganz persönlichen Geschichten, die den Kern unserer Kämpfe ausmachen. Darauf bauen wir Schritt für Schritt unsere Arbeit auf.

Kutlu Yurtseven: Wenn ich das noch ergänzen darf, Bengü. Ich habe vor dem NSU-Tribunal mal gesagt, wir müssen es schaffen, beim Tribunal eine so »intime« Situation zu ermöglichen, dass die Menschen sich trauen, an die Öffentlichkeit zu gehen und sich durch uns gestützt fühlen. Und früher war es eher so, zumindest meiner Meinung nach, dass politische Arbeit mit Betroffenen eine Art Agenda hatte, eine politische Agenda. Viele Betroffene spüren das. Jetzt geht es um Menschlichkeit, persönlichen Kontakt, zum Teil auch Freundschaft und diese Elemente bestimmen dann die politische Agenda. Und nicht die politische Agenda das Verhältnis zu Betroffenen. Und das haben wir geschafft. Wir lernen auch immer noch dazu. Nach dem Anschlag in Hanau wurde sofort erkannt, die Menschen brauchen einen Raum, wo sie sich treffen und austauschen können. Wir haben in Köln zwar keinen solchen Raum, aber zur Gedenkveranstaltung in Köln am 9. Juni kommen immer viele Menschen aus ganz Deutschland und sprechen dort. Auch über Vorfälle, von denen vorher noch niemand etwas gehört hat. So haben Mitglieder der Initiative Qosay Khalaf in Köln gesprochen. In Hanau haben sie sehr schnell einen Raum geschaffen, wo die Familienangehörigen und ihre Unterstützer*innen sich treffen, miteinander reden können. Und das hat eine Stärke. Das sehen auch viele andere Initiativen. In Hanau haben wir gesehen, wie wichtig das ist. Inzwischen gibt es auch in Duisburg einen Raum, in dem sich auch die Initiative 1984 treffen kann. Wenn es solche Räume gibt für Gespräche, Begegnung und Solidarität, erfahren andere davon. So kam auch z.B. die Familie von Giorgos Zantiotis, der in Wuppertal im Polizeigewahrsam gestorben ist, mit uns in Kontakt. Wir reden, tauschen uns aus, frühstücken gemeinsam. Die Menschlichkeit muss immer über der Politik stehen. Es wird keine Politik geben ohne Menschlichkeit. Und dies kann bei unserem Engagement nur mit den betroffenen Menschen gehen. Wir können dankbar sein, wenn sie sich öffnen. Sie erzählen ihr größtes Leid. Und wir müssen dafür einfach nur gute Rahmenbedingungen schaffen.

Bengü Kocatürk-Schuster: Ja genau. Das ist das A und O. Die Menschlichkeit steht ganz oben. Und auch die uneingeschränkte intensive Aufmerksamkeit, die den Menschen geschenkt wird. Dass sie endlich das Gefühl haben, erzählen zu kön-

nen und dass ihnen endlich geglaubt wird. Sie sind in Räumen, in Gruppen mit Menschen zusammen, die ihnen glauben. Dadurch erweitert sich unser Wissen über Rassismus, über die Verflechtungen, Bilder, Gefühle und Linien, die sich zusammenfügen. Auch die Kontinuitäten werden dadurch verständlicher, vor allem sichtbarer. Wenn Familien aus unterschiedlichen Jahrzehnten ihre Erlebnisse erzählen, dann fallen viele Parallelen auf – egal wie unterschiedlich die Fälle sind oder wie unterschiedlich die politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen waren. Es gibt immer wieder Muster, Blaupausen, die sich wiederholen wie z.B. der Umgang mit den Betroffenen nach rassistischen/antisemitischen Ereignissen, zum Beispiel ihre Kriminalisierung, Opfer-Täter-Umkehr, Ignoranz und nicht Ernstnehmen ihrer Wünsche. Wir stellen fest, dass wir als Bürger*innen dieses Landes nicht gleichwertige Behandlung erfahren. Das Vertrauen in die staatlichen Instanzen ist dadurch bei vielen verloren gegangen und Rückzug schien eine Zeit lang eine Alternative zu sein. Das Vertrauen ist nicht nur gegenüber der Polizei oder der Justiz verloren gegangen, sondern teilweise auch gegenüber Ärzten, die in ihren Untersuchungen oder beim Erstellen von Gutachten das migrantische Wissen ignorieren und sich von ihren rassistischen Denkmustern leiten lassen. Dann fühlen Betroffene sich komplett allein. Durch richtiges Zuhören entwickelt sich Empathie. Empathie führt zu Solidarität und Solidarität ist der einzige Weg, wie wir aus diesem Schlamassel rauskommen können. Das können wir nur erreichen, indem wir die Perspektiven der Betroffenen, ihre Erfahrungen und Erlebnisse hören, fühlen und ernst nehmen.

Kutlu Yurtseven: Und es fängt mit »Kleinigkeiten« an. Zum Beispiel mit einer Übersetzung. Dass ihnen bei einer Erzählung keiner vorwirft: »Kannst du kein Deutsch?« Was oft vorkommt. Wichtig ist, dass die Dolmetscher auch wirklich eins zu eins das übersetzen, was die Betroffenen sagen, und das in ihren Aussagen nicht beschönigen oder weichzeichnen. Und Bengü hat das eben sehr gut dargestellt mit dem Vertrauen und Solidarität. Ich möchte noch mal betonen, da hat sich auch unsere Arbeit verändert. Früher haben wir diese Menschen nach ihren Erfahrungen gefragt und dann sind sie gegangen. Es gab keine weiteren Schnittstellen oder zwischenmenschlichen Austausch. Das hat sich inzwischen geändert, denn in vielen Initiativen entstehen auch freundschaftliche Verbindungen – trotz aller Schwierigkeiten. Es wird manchmal auch schwieriger bei Freundschaftsgeflechten. In manchen Momenten braucht es auch Abstand. Man darf auch als Initiative oder als Mensch, der in einer Initiative tätig ist, nicht vergessen, was das mit einem selbst macht, und das ist nicht immer positiv. Ich rede nicht von Angst, sondern von Frustration. Wenn du dich zu sehr einbringst, hast du bald selbst keine Kraft mehr. Meine Mutter hat immer gesagt, du brauchst sogar Distanz zu dir selbst. Diese Distanz bedeutet aber nicht Kälte, eher Vorsicht. Wenn du zu distanzlos bist, dann sagst du vielleicht etwas, das sie kränken könnte. Oder sie sagen etwas, was dich kränken könnte. Im

Endeffekt sind sie aber die Betroffenen. Und manchmal wirken sie für uns irrational. Also, ich meine es gar nicht despektierlich, sondern es gibt Situationen, in denen sie total hart werden und alles und jeden als Feind sehen. Weil sie das Schlimmste erlebt haben, was sie erleben konnten. Und weil sie immer damit leben müssen, ist das ganz normal. Sie wurden schon oft genug enttäuscht. Im Endeffekt kennen sie uns ja auch nicht, egal, wie freundschaftlich wir ihnen begegnen. Mir ist sehr wichtig, dass auch wir einschätzen können, welche Art von Nähe das ist. Das heißt nicht, dass wir weniger empathisch, solidarisch oder freundlich sein sollen.

Wir dürfen von diesen Menschen nicht zu viel verlangen, oder dass sie uns mögen oder toll finden müssen. Es sollte deutlich werden, dass wir da sind, um diese Menschen zu unterstützen, wenn sie in uns freundschaftliche Züge sehen, dann können wir uns geehrt fühlen. Aber wir können nicht davon ausgehen, dass dies passieren wird. Wir dürfen deswegen nicht enttäuscht sein oder uns zurückziehen.

Warum ist das Engagement für Betroffene und mit ihnen so wichtig?

Bengü Kocatürk-Schuster: Der Antrieb für mein Engagement ist zum einen tiefe Trauer, aber vor allem Wut und Solidarität. Diese Wut hat sich 2011 verstärkt, ebenso wurde mein Engagement seitdem intensiver. Es ist mir wichtig und mittlerweile ein Teil von mir, eine Art Lebenseinstellung. Deshalb engagiere ich mich. Wir versuchen dadurch, den Täter*innen die Bühne wegzunehmen, denen gehörte lange genug die Bühne. Wenn man auf Schulveranstaltungen fragt, wer kennt die Opfer des NSU, da geht kaum eine Hand hoch. Von solchen Erfahrungen berichtet İbrahim Arslan immer wieder. Ähnliches habe ich bei einer Veranstaltung mit Schüler*innen einer Schule in Köln-Mühlheim erlebt, die ca. 700 Meter von der Keupstraße entfernt ist. Die Mehrheit der Schüler*innen wusste nichts über den NSU. Wusste nicht, was die Betroffenen des Anschlags auf der Keupstraße erlebt und gesehen haben. Solange wir in einem Staat leben, in dem Betroffenenperspektiven nicht ein selbstverständlicher Teil der Bildung sind, müssen wir sie auf die Bühne bringen, sodass wir den Tätern die Bühne wegnehmen. Die Opfer sollen diesen Raum haben. Zwar ist der Opferbegriff für mich in diesem Fall ambivalent, aber er verändert sich in diesem Prozess. Es geht um die Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten, denen wir zuhören. Sie verwandeln den Opferbegriff ins Umgekehrte. Sie sind nicht mehr die schwachen Opfer, sondern sie füllen dieses Wort mit aktiver und mutiger Stärke.

Kutlu Yurtseven: Nach 2011 hat sich auch meine Wahrnehmung verändert. Ich sehe verschiedene Ebenen. Zunächst möchte ich eine Erfahrung aus der Zeit kurz nach dem Nagelbombenanschlag berichten. Etwa ein Jahr danach drehten wir einen Musikclip im Rahmen einer SWR-Sendung, es wurden auch Sequenzen auf der Keup-

straße gefilmt. Dabei erlebten wir Menschen, die das nicht wollten. Ein Bekannter und Anwohner sagte sehr wütend, er habe keinen Bock mehr, dass die Menschen auf der Keupstraße wieder als Kriminelle, Asoziale und Mörder dargestellt werden. 2011 und 2012 wurde mir dann bewusst, was alles im Zuge der Ermittlungen auf der Keupstraße passiert ist, wie die Menschen dort behandelt, wie sie kriminalisiert wurden.

Es gab allerdings einen Schlüsselmoment, warum ich so aktiv geworden bin. 2011 oder 2012 wurde ich bei einer Veranstaltung in Dortmund Gamze und Elif Kubaşık, der Tochter und Witwe des am 4. April 2006 vom NSU ermordeten Mehmet Kubaşık, vorgestellt, mit dem Hinweis, ich sei ein sehr aktiver Mensch, der sich für Gerechtigkeit und Solidarität einsetzen würde. Daraufhin stellte mir Elif Kubaşık eine Frage: »Warst du bei unserer Demo damals dabei?« 2006 hatten in Kassel im Mai 2006 ca. 4.000 Menschen demonstriert unter dem Motto »Kein 10. Opfer«, in Dortmund waren es im Juni nur 300 Menschen. Und ich habe Nein gesagt. Da hat sie nur gesagt: »Es wäre schön gewesen, wenn du schon damals bei uns gewesen wärst.« Und das war für mich eine prägende Erfahrung und hat mich tatsächlich verändert. Damals wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass mein Leben nach den Anschlägen einfach weitergegangen war. Für Elif Kubaşık und ihre Familie war das ganz anders. Sie machte mir keine Vorwürfe, es waren rein menschliche Worte. Ich habe in dem Augenblick aus ihr gehört, wie enttäuscht sie war. Es hat fast sieben Jahre gedauert, bis es Veranstaltungen gab, bei denen sie auch hätten reden können, aber an diesem Tag wollten sie nicht so viel reden. Dieser Schmerz war spürbar. Der hat etwas in mir ausgelöst.

Nun komme ich noch mal zu Köln 2011. Zwei Wochen, nachdem klar war, dass der NSU den Anschlag verübt hatte, gab es in der BILD eine Serie mit dem Titel »Zehn Probleme zur Integration«. Und an allen zehn Problemen waren die Migranten schuld, vor allem die Türken. Und in Köln begann eine Kampagne »Meine Tochter, die Extremistin« – »Mein Sohn, der Extremist«. Es wurden Aufkleber und Flyer verteilt mit Hinweisen, wohin man sich wenden sollte, wenn die eigene Tochter plötzlich ein Kopftuch trägt und immer wieder in die Moschee geht. Es gab die Aufforderung: »Melden Sie sich, damit es keine Terroristin wird oder ein Terrorist.« Das war die Antwort der Stadt Köln. Und das hat auch was mit den Menschen gemacht. Oder dann wurden diese Bilder von den Tätern des NSU aufgehängt. Ich werde es nie vergessen. Auf der Keupstraße und überall waren diese Plakate vom NSU mit der Aufforderung, wer Informationen hätte, solle sich an die Polizei wenden. An welche Polizei? An die, die die Betroffenen und Anwohner jahrelang terrorisiert hat? Für die Menschen auf der Keupstraße war das ein Affront.

Kämpfe um Gedenken und Erinnerung

Adelheid Schmitz: *Ihr habt eben schon darüber gesprochen, wie wichtig Menschlichkeit und Sensibilität beim Umgang mit den Betroffenen und bei deren Unterstützung ist. Dieses Beispiel zeigt genau das Gegenteil, es steht für behördliches und funktionales Handeln. Auch dies erleben die Betroffenen immer wieder als Verletzung. Nach den rassistischen Anschlägen in Hanau haben sich die Betroffenen und Angehörigen sehr schnell dazu zu Wort gemeldet. Und zwar trotz des Schmerzes und der Trauer. Dies kostet viel Kraft und es bleibt kaum Zeit zu trauern. Und sehr schnell wurde klar, welche Fehler während und nach dem Anschlag seitens der Polizei passiert sind, dass der Notruf nicht erreichbar war, Familien ihre Angehörigen suchten und keine Informationen bekamen, Eltern sich nicht von ihren getöteten Kindern verabschieden konnten. Vor Kurzem hat sich Serpil Temiz Unvar mit einem offenen Brief an die Politik gewandt, auch Niculescu Păun hat sich öffentlich geäußert. Habt ihr mitbekommen, wie mit den Angehörigen bei der Gedenkveranstaltung umgegangen wurde? Wie seht ihr solche »offiziellen« Gedenkveranstaltungen und den Umgang mit den Betroffenen?*

Kutlu Yurtseven: Am 19. Februar war ich nicht persönlich auf dem Friedhof, kann also nur berichten, was mir erzählt wurde. Zum offiziellen Gedenken am Friedhof, an den Gräbern, durfte die Initiative niemanden einladen, sie wurde nicht gefragt. Das hat die Politik selbst bestimmt. Und die Betroffenen standen nicht im Friedhof an der Mauer, sondern außerhalb des Friedhofs an der Mauer. Sie wurden dann von Polizeieinheiten mit Pferden von dort weggeschickt, wegen Corona, hieß es.

Bengü Kocatürk-Schuster: Nicht alle, die wollten, konnten auf dem Friedhof trauern. Das war sehr hart für die Betroffenen.

Kutlu Yurtseven: Ja. Und am Nachmittag haben diese Menschen dann einen eigenen Besuch am Friedhof gemacht. Was soll ich dazu sagen? Einer der Betroffenen hat gesagt, die Polizei hat in diesem Augenblick einfach nur ihre Stärke gezeigt. Die Politik hat gezeigt, wir machen das, was wir für richtig halten. Ihr interessiert uns nicht. Auch über eure Köpfe hinweg und eure Gefühle hinweg. Inzwischen haben die Initiativen einiges dazugelernt, bei der Politik kann ich das nicht erkennen, ich erkenne auch keine Bereitschaft dazu. Es geht nicht nur um das Nicht-dazulernen-Können oder um das langsame Lernen, sondern einfach zu glauben, dass man über den Dingen steht und über den Menschen steht, dass sie gar nicht dazulernen möchten. Dies ist das eigentliche Problem.

Bengü Kocatürk-Schuster: Ich glaube, solche Gedenkveranstaltungen sind für Politiker dafür da, damit sie sagen können, hier, an einem Tag des Jahres zeigen wir uns. Etwas anderes können sie sich mittlerweile nicht mehr erlauben. Es geht ihnen vor allem um Imagepflege, um Wahlkampf usw. An den tatsächlichen Gefühlen und an

den tatsächlichen Problemen der Menschen sind sie weniger interessiert. Ich sehe das Problem, dass sie sich gar nicht auf die menschliche Ebene einlassen und immer aus ihrer Sicht, mit ihren Interessen und Bedürfnissen das Ganze betrachten. Das ist in vielen Städten so. Solingen wollte auch weiterhin am liebsten als Klingenstein bekannt bleiben. Aber bei den meisten klingelt was anderes, wenn sie Solingen hören. Und Mölln hat seit dem Anschlag auch seinen Ruf als Till Eulenspiegels Stadt verloren. Für viele Städte gilt, dass sie eher um ihr Image kämpfen, also Imagepolitik betreiben, anstatt wirklich auf die Menschen zuzugehen und zu versuchen, sie zu verstehen.

Adelheid Schmitz: *In Solingen gibt es mehrere und sehr unterschiedliche Gedenkveranstaltungen. Der Ort des Trauerns für die Familie ist die Untere Wernerstraße, denn dies ist der Ort des größten Schmerzes und auch des Gebets, das der Familie sehr wichtig ist. Auch für sie ist es ein Affront, wenn andere bestimmen, wer kommen und sprechen soll und wer nicht. Ihr bekommt mit, was es mit den Betroffenen macht, wenn – wie zuletzt in Hanau – das Zusammenkommen, das gemeinsame Trauern erschwert wird. Wie seht ihr das?*

Kutlu Yurtseven: Ich würde nicht einmal erschwert sagen. Es wird ihnen weggenommen. Mölln ist genauso: Die Familie wird von den offiziellen Gedenkveranstaltungen der Stadt ausgeschlossen, weil sie andere Wünsche hat. Und so war das auch in Hanau. Die Familien möchten nicht als Statisten beteiligt sein. Sie sind die Zeugen des Erlebten und sie möchten bestimmen, mindestens mitbestimmen, wie das Gedenken durchgeführt wird. Die Familien Arslan und Yilmaz aus Mölln haben inzwischen die selbstbestimmte Erinnerung erkämpft und die »Möllner Rede im Exil« ins Leben gerufen, die auch Vernetzung und Solidarisierung mit anderen Betroffenen ermöglicht. In Hanau ist eine große Gruppe von Menschen betroffen, die sich sehr schnell zur »Initiative 19. Februar« zusammengeschlossen haben. Die Angehörigen und Unterstützer melden sich öffentlich zu Wort, fordern Aufklärung, wehren sich gegen Stigmatisierungen und Kriminalisierung, kämpfen für selbstbestimmte Erinnerung und solidarisieren sich ebenfalls mit anderen Betroffenen. Bei allen rassistischen Morden sehen wir immer wieder dieselben Muster: Es gibt eine politische Agitation, die Hetze, dann fühlen sich Nazis auserkoren zu morden. Dann werden die Betroffenen stigmatisiert und kriminalisiert und zu Tätern gemacht. Dann kommt doch raus, dass die Familien und die Betroffenen jahrelang recht hatten in dem, was sie sagten, und schließlich wird ihnen das Gedenken aus der Hand gerissen und gesagt, wir können das besser als ihr, und es sind auch unsere Opfer. Nein. Das ist echt ein perfides Spiel. Dazu passt ein türkisches Sprichwort: »Ihre Entschuldigung ist schlimmer als die eigentliche Tat.« Oder ich sage mal, das eigentliche Vergehen, diese Qual, diese Missachtung der Gefühle und der Forderungen der Betroffenen.

Wahrnehmen, Zuhören und Unterstützung

Adelheid Schmitz: *Hierbei geht es auch um das Wahrnehmen und Zuhören, das ihr schon mal angesprochen habt, aber auch um konkrete Unterstützung. Im Oktober 2021 gab es wieder einen Brandanschlag in Solingen. In den Medien wurde kaum darüber berichtet. In der türkeistämmigen Community löste dies allerdings großes Entsetzen aus, es kamen bei vielen die schrecklichen Bilder von 1993 hoch, auch Ängste und Retraumatisierungen. Ihr seid auf die betroffene Familie zugegangen. Wie habt ihr davon erfahren und warum war es euch wichtig, die Familie zu kontaktieren?*

Bengü Kocatürk-Schuster: Also, das erste Mal habe ich die Nachricht von Birgül Demirtaş über Twitter gelesen. Das wurde dann in unseren Kreisen und Initiativen schnell weiterverbreitet. Das erste Gefühl war natürlich, nicht schon wieder Solingen, bitte nicht Solingen. Es wäre woanders natürlich genauso schlimm gewesen. Aber Solingen steckt uns noch immer in unseren Knochen. Und dann haben wir uns zunächst in kleinen Kreisen gefragt, können wir was tun? Haben wir Kontakt zu der Familie? Wie können wir unterstützen? Das war der erste Impuls. İbrahim Arslan hat sich bei mir gemeldet. Sibel, auf deren Familie der Anschlag verübt wurde, hatte ihn kontaktiert. Er war sehr schockiert und wollte die betroffene Familie unbedingt unterstützen. Da wir näher an Solingen sind, hat er uns vernetzt. Er sagte Sibel, dass er uns vertraue, und hat ein Treffen vorgeschlagen. Wir haben sie kurz darauf kontaktiert und uns getroffen. Für uns war es selbstverständlich, sie zu besuchen, um ihr in erster Linie das Gefühl zu geben, sie ist nicht allein. Das war der erste Schritt. Wichtig ist auch, dass ihrer Perspektive zugehört wird, was alles geschah und wie sie sich als Familie fühlen. Wir haben auch den Kontakt zur Opferberatungsstelle hergestellt.

Kutlu Yurtseven: Uns war sehr wichtig, ihr zu zeigen, hier sind Menschen, die glauben dir. Und hier sind Menschen, die können nachvollziehen, was die Behörden gerade mit dir machen, was die Polizei gerade mit dir macht. Wir haben inzwischen auch dazugelernt. Wir haben tiefere Strukturen, die sich auf die Wünsche der betroffenen Menschen beziehen, und daher haben wir auch engere Kontakte zu den Opferberatungsstellen. Eigentlich gibt es dafür Anlaufstellen, dort sind Profis, die viele andere Andockpunkte sehen, die wir gar nicht sehen, weil wir Aktivist*innen sind. Diese Profis sind aber natürlich auch Aktivist*innen und diese Eigenschaften verbinden sie mit ihrem Tun. Aber wir haben inzwischen eine besondere Art der Vorgehensweise, damit kein Druck für die Betroffenen entsteht, sie nicht reden müssen. In Sibels Fall gab es kaum Öffentlichkeit. Wir haben ein paar kleinere Veranstaltungen organisiert, Birgül und ich haben Texte für Sibel verfasst. So konnten wir zumindest ein bisschen Öffentlichkeit herstellen und für Vernetzung sorgen. Sie war dann bei mehreren Veranstaltungen dabei, beim Gedenken an Şahin Çalışır in Solin-

gen oder beim Protest am Tatort Köln-Porz, wo ein CDU-Politiker auf einen migrantisierten Jugendlichen geschossen hat. Damit konnten wir sie vernetzen. Wir haben ihr zugehört, aber auf Augenhöhe, ohne irgendwelche Repressionen befürchten zu müssen oder dass ihr nicht geglaubt und sie verhöhnt wird. Sie konnte dabei auch ihre Wut herauslassen. Sibel weiß, dass sie uns bei Fragen kontaktieren kann, wir haben auch den Kontakt zur Opferberatung. Wenn es Veranstaltungen gibt, werden wir sie fragen, ob sie genannt werden möchte oder sogar selbst reden möchte. Es ist auch nicht unser Anspruch, dass wir nun alles besser machen. Das darf auch nicht der Anspruch sein. An diesem Anspruch würden wir zerschellen.

Angriffe ernst nehmen – Rassismus und Ungleichbehandlung thematisieren

Bengü Kocatürk-Schuster: Wir haben sie auch in ihrer Vermutung gestärkt, denn sie sagte, sie kann Rassismus nicht ausschließen. Seit Jahrzehnten betonen wir, wenn Menschen mit migrantischem Hintergrund oder PoC einen solchen Anschlag erleben, dann muss in Richtung Rassismus ermittelt werden, bis eventuell das Gegenteil bewiesen ist. Vielleicht war es kein rassistisches Motiv, das kann zu diesem Zeitpunkt keiner von uns hundertprozentig behaupten. Aber es gibt Hinweise, dass es Rassismus sein kann. Und das reicht für uns aus. Solange das Gefühl da ist, dass es einen rassistischen Zusammenhang gibt, solange stärken wir Sibel und ihre Familie auch darin, nach ihren Rechten zu verlangen. Wir haben oft genug erlebt, dass Menschen mit ähnlichem Vorwissen ignoriert wurden, das sich später bewahrheitete. Es gibt eine hohe Dunkelziffer an Angriffen und Morden seit den 1970er-Jahren, bei denen wir Rassismus als Tatmotiv erahnen. Aus diesem Grund sind wir sensibilisiert und halten Augen und Ohren offen und versuchen Menschen zu unterstützen, die dieses Gefühl haben.

Adelheid Schmitz: *Sind euch in diesem konkreten Fall denn Besonderheiten aufgefallen?*

Bengü Kocatürk-Schuster: Vor allen Dingen, dass noch nicht einmal die Feuerwehr am Tatort war, das ist für mich komplett unverständlich. Genau hingucken ist wichtig. Warum wurde da keine Feuerwehr hingeschickt? Solche Fragen hängen vielleicht nicht direkt mit der Tat zusammen, verweisen aber schon auf eine bestimmte Umgangsweise: Gibt es Opfer erster und zweiter Klasse? Es geht hier um Gleichbehandlung und Gleichberechtigung. Solange wir das Gefühl haben, dass nicht gleichwertig behandelt wurde, müssen wir genauer hingucken und dürfen auch ein bisschen skeptischer sein. Das sind einfach Erfahrungswerte aus der Vergangenheit.

Adelheid Schmitz: *Ihr habt sehr deutlich beschrieben, wie wichtig die Unterstützung von Menschen ist, zu denen die Betroffenen Vertrauen haben oder entwickeln können. Habt ihr eine Vorstellung, wie es weitergehen sollte, und was ist aus eurer Sicht nötig?*

Bengü Kocatürk-Schuster: Wir unterstützen sie so lange, wie es für sie nötig ist und sie das wünscht. Wenn die Ermittlungen ergeben, dass tatsächlich Rassismus dahintersteckt, dann werden wir sicher andere Kämpfe führen müssen. Dann wird es wieder eine andere Unterstützung brauchen, andere Netzwerke, Solidarisierungen.

Kutlu Yurtseven: Hier ist politische Arbeit wichtig. Die Erfahrungen zeigen, dass wir, die Betroffenen und auch die Aktivist*innen oft wissen oder zumindest ahnen, wer es war, aber selbst beschuldigt werden und das Gefühl haben, wir werden nicht geschützt. Noch schlimmer, wir werden beschuldigt und die Täter sagen, wir können machen, was wir wollen, und nichts passiert.

Adelheid Schmitz: *Diese Linie zieht sich tatsächlich auch weit in die 80er-Jahre hinein. Da gab es eine Untersuchung des Journalisten Bernd Siegler, der damals Ermittlungen und Prozesse gegen Neonazis untersucht hat, noch vor Mölln und Solingen. Er kam zu dem Ergebnis, dass bei extrem rechten Straftaten oft fahrlässig ermittelt wurde, Strafen verhängt wurden, die weit unter dem lagen, was möglich gewesen wäre, und damit die extrem rechte und rassistische Gewalt auch oft verharmlost wurde, z.B. als Taten von alkoholisierten Jugendlichen o. ä. Bei genaueren Untersuchungen zeigt sich, dass viele Fehler gemacht wurden aufseiten der Ermittlungsbehörden und der Justiz.*

Kutlu Yurtseven: Ich würde das nicht als Fehler bezeichnen. Hier beginnt schon das Problem bei der Begrifflichkeit. Wenn ein Staatsanwalt in einem Prozess extrem rechte und rassistische Gewalttaten nicht als solche wahrnimmt oder einordnet, dann ist das kein Fehler. Wenn einem Neonazi erlaubt wird, dass er im Gerichtssaal aufsteht und den Zeugen beeinflusst, ist das kein Fehler. Wenn im Münchner Prozess Neonazis Familienangehörige auf der Empore bedrohen und niemand sie davon abhält, dann ist das kein Fehler. Dann hat das eine Systematik. Ich habe echt ein Problem mit diesem Begriff. Fehler machen Kinder, Fehler machen wir in der Rechtschreibung. Aber wenn es um Menschen geht, haben wir nicht den Luxus, Fehler zu machen. Wenn ich einmal an einem Stein hängen bleibe, das ist ein Unfall. Wenn ich an dem gleichen Stein ein zweites Mal hängen bleibe, ist es Dummheit. Und wenn ich zum dritten Mal daran hängen bleibe, dann will ich es nicht anders. Dann will ich, dass es immer wieder passiert.

Heute schauen wir zurück und die Generation danach ist aktiv, Freundinnen und Freunde organisieren sich, dass wir alles aufdecken. Und dabei frage ich mich immer, was hat das denn mit den Familien gemacht, die direkt betroffen waren und sind? Sie spüren die Auswirkungen über so viele Jahre, wir waren eigentlich nur Be-

obachter dieser ganzen unglaublichen Vorfälle – ganz ekelhafter und menschenverachtender Vorfälle. Unsere Erfahrungen waren eher geprägt vom Alltagsrassismus. Ich will das nicht kleinreden, aber im Gegensatz zu den Betroffenen von Mölln und Solingen haben wir diese Extreme nie direkt erleben müssen. Was bedeutet es für eine Familie, die jahrelang mit diesen schmerzvollen Erfahrungen leben muss, wie z.B. auch die Familie in Kempten, wo erst nach 30 Jahren rauskam, dass der fünfjährige Sohn bei einem Brandanschlag durch Neonazis umgekommen ist. Und 30 Jahre lang sagt es ihnen keiner, obwohl die Polizei und die Medien es wissen. Solche Nachrichten machen etwas mit einem Menschen.

Adelheid Schmitz: *Damit sind wir dann auch bei dem Thema institutioneller Rassismus. Das bedeutet auch die Weigerung, Rassismus wahrzunehmen und Zusammenhänge auszublen- den.*

Bengü Kocatürk-Schuster: Oder zum Teil zu unterstützen. Im besten Falle ist es Ignoranz. Noch immer ist die Frage z.B. beim NSU-Komplex nicht untersucht, welche Verknüpfungen, welche Zusammenhänge und welche Verbindungen gab und gibt es noch. Die NSU-Akten sind weiter unter Verschluss, zumindest die, die übrig geblieben sind und nicht geschreddert wurden. Warum können solche Akten geschreddert werden? Und warum schreit die Gesellschaft nicht nach Konsequenzen? Warum kümmern solche Fragen nicht die Mehrheit unserer Gesellschaft?

Kutlu Yurtseven: Warum wird ein behördliches Dokument gefälscht, wird dann trotzdem vom Staatsanwalt als regelkonform anerkannt, obwohl die Protokollfälschung vorsätzlich war wie in dem Fall des vordatierten Protokolls eines Mitarbeiters des Verfassungsschutzes im Kontext der geschredderten NSU-Akten?

Erinnerungsarbeit ist politisch und braucht Gerechtigkeit

Adelheid Schmitz: *Auch diese Aspekte sind im Zusammenhang mit Erinnerung und Erinnerungskultur wichtig. Was ist euch bei Erinnerungsarbeit wichtig?*

Bengü Kocatürk-Schuster: Erinnern ist höchst politisch. Sowohl die Betroffenen selbst als auch die Initiativen übernehmen im Grunde die Pflichten des Staates. Erinnern heißt zunächst, den Opfern zu gedenken. An sie zu erinnern und sie zu ehren, ihre Geschichten zu kennen und weiterzuerzählen. Aber das Erinnern ist auch dafür da, um zu mahnen und zu verändern, und das ist eine höchst politische Aufgabe. Der Einbezug der Betroffenen und Angehörigen ist dabei sehr wichtig und das ist ein Demokratisierungsprozess. Diese Partizipation trägt zur Demokratisierung der Gesellschaft bei. Erinnerungsarbeit ist eine gesamtgesellschaftliche

Herausforderung. Wir fordern die Erinnerung an die Personen, die ermordet wurden, ein. Wir erinnern uns jedoch auch, indem wir Aufklärung fordern. Das ist uns sehr wichtig, denn ohne Aufklärung gibt es keine Konsequenzen und ohne Konsequenzen können jederzeit, jeden Tag, jede Minute, wieder Morde passieren. Egal wo.

Heute, wenn Anschläge passieren, schockt es uns tatsächlich leider nicht mehr. Es trifft uns unglaublich, aber es schockt uns nicht mehr. Weil wir gelernt haben, mit dieser Kontinuität zu leben. Und wenn jetzt nach Hanau noch ein großer Anschlag kommen würde, dann würde es uns nicht überraschen. Eigentlich hat sich diesbezüglich nicht viel geändert. Eine richtige Aufklärung, Aufarbeitung und Konsequenzen gab es nach den Anschlägen der 1980er- und 1990er-Jahren nicht, auch später nicht. Weshalb wir einfach davon ausgehen müssen, dass rassistische und antisemitische Gewalt sich jederzeit wiederholen kann.

Also, wir fragen uns nicht mehr, ob es wieder passiert, sondern wo es passiert. Oder wen von uns rassistische/antisemitische Gewalt trifft und genau darum geht es. In Hanau geht es darum, in Duisburg auch und dies immer noch und nach fast 40 Jahren. Aktuell trauen sich wieder viele Menschen, sich rassistisch zu äußern. Vor zehn Jahren hätten sie sich in der Öffentlichkeit eher nicht so offen geäußert wie heute. Das haben wir u.a. der AfD, aber auch anderen Parteien zu verdanken, die ihre menschenverachtenden Positionen und Aktivitäten unter dem Deckmantel der Meinungsfreiheit anpreisen. Dies ermutigt andere Menschen, die Hemmschwelle sinkt zunehmend, viele merken das noch nicht einmal.

Kutlu Yurtseven: Erinnern heißt Gedenken. Es heißt auch gemeinsames Kämpfen und Erämpfen von Rechten und von Forderungen. Und wir gedenken und erinnern, um zu mahnen und somit für die Zukunft eine Veränderung zu schaffen. Das ist auch wichtig, damit die Menschen sehen, dass die Nazis es nicht geschafft haben. Rechte, Konservative, die Werteunion, die AfD, wie sie auch alle da zusammensitzen, wollten migrantisches Leben in Deutschland verhindern und sie haben es nicht geschafft. Trotz der Anschläge, trotz der Politik, trotz des Systems, trotz der Behörden, trotz der Ermittlungen. Und das zeugt auch von Kraft, und auf diese Kraft muss auch hingewiesen werden, dass Menschen ihr Liebstes verloren haben oder selbst verletzt wurden. Und trotzdem reden und zeigen sie, wir haben keine Angst, wir formen die Zukunft mit. Eine Zukunft der Vielen.

Adelheid Schmitz: *Ihr habt davon gesprochen, dass es auch darum geht, Räume zu besetzen, in die Öffentlichkeit zu gehen, Foren zu schaffen. Erstens, damit die Betroffenen auch die Möglichkeit bekommen zu sprechen, ihre Perspektiven deutlich zu machen. Aber auch, damit diese Räume, diese öffentlichen Räume nicht belegt werden von denen, die eine ganz andere Vorstellung haben. Die nur bestimmten Menschen das Recht geben zu sprechen, wie jetzt bei Gedenkveranstaltungen, oder die sich möglicherweise selbst nur in Szene setzen wollen. Das NSU-*

Tribunal in Köln war ein gutes Beispiel dafür. Denn hier wurden und werden auch kulturelle Räume wie z.B. das Schauspielhaus genutzt. Politische und kulturelle Räume fließen zusammen. Wie seht ihr diese Entwicklung?

Bengü Kocatürk-Schuster: Also, es geht hier nicht nur um Räume, sondern um öffentliches und kollektives Trauern. Es ist wichtig, dass dies sichtbar wird. Und dass viele sich auch daran beteiligen. Weil Rassismus, Antisemitismus und rassistische Gewalt nicht nur das Problem der Familien sind, die ihre Lieben verloren haben, sondern unser aller Problem. Es geht auch um die Frage: »In welcher Gesellschaft wollen wir leben?« Wollen wir in einer Gesellschaft leben, wo wir das Ganze einfach wegschieben und ignorieren können? In Duisburg ist das zum Beispiel so. 35 Jahre lang hat die Familie geschwiegen und nicht öffentlich trauern dürfen. Das schmerzt sie bis heute. Es ist wie ein Knoten in ihnen und die Erfahrung hat Traumatisierungen verursacht, die sie an ihre Kinder weitergegeben haben. Deshalb braucht es Gerechtigkeit, öffentliches kollektives Sehen und Aufarbeiten, Übernahme von Verantwortung. Dafür reicht nicht eine Veranstaltung an dem Jahrestag. Die Betroffenen in Duisburg möchten zum Beispiel, dass die Stadt sich immer wieder mit diesem Thema beschäftigt, Räume und Möglichkeiten dafür schafft, Veranstaltungen durchführt. Sie möchten, dass das Thema in die Schulen getragen wird und dass die ganze Stadt erst mal davon erfährt und sich immer wieder damit auseinandersetzt. Ziel ist es, eine Aufarbeitung in der Stadtgesellschaft zu erreichen und dadurch auch eine Art Gerechtigkeit für die Überlebenden und betroffenen Familienangehörigen zu erreichen. Remziye Satır Akkuş, die beim rassistischen Brandanschlag in Duisburg 1984 sieben ihrer Familienmitglieder verlor, sagt, dass sie zusammen mit anderen Betroffenen ihren Kampf nicht bloß für sich führt, um zu erinnern, sondern sie alle möchten auch verhindern, dass es anderen ähnlich ergeht. In ihrem tiefsten Schmerz denkt sie noch an das große gesellschaftliche Ziel, den übergeordneten Wunsch vieler betroffener Familien. Mit dem Wunsch, dass solche Ereignisse sich nicht wiederholen sollen, verbindet sie die Hoffnung auf Veränderung in der Gesellschaft und dass sie dadurch ein Stück ihrer Würde zurückbekommen und Gerechtigkeit erfahren kann. Gesehen und gehört zu werden heißt, dass sie am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Das wiederum schafft Gleichberechtigung, z.B., dass sie nach fast vier Jahrzehnten im Rathaus der Stadt Duisburg ihre Meinung laut sagen können und mutig ihre Forderungen aussprechen, für Veränderung sorgen.

Kutlu Yurtseven: Es ist auch eine Selbststärkung, den Leuten zu sagen, ich erzähle meine Geschichte und ihr hört zu. Ihr hört zu, was ihr falsch gemacht habt. Ihr hört zu, wie ihr uns stigmatisiert und kriminalisiert habt. Ihr hört zu, wie ihr unser Leben traumatisiert habt. Und ihr haltet jetzt alle mal den Mund. Auch wenn sich nach der Stunde vielleicht nichts ändert. Dann haben sie diese Stunde gehabt und diese Stunde wird ihnen niemand nehmen. Niemand! Und das gibt auch Kraft. Und dient

dazu, die Angst loszuwerden, die sie jahrelang auch hatten. Die Angst, Nazis könnten sich rächen. Die Behörden könnten unsere Schmerzen und Leiden relativieren und verhöhnern. Dieses innere Tabu wird dann plötzlich auch aufgebrochen und die Betroffenen mit ihren Geschichten kommen zu Wort.

Bengü Kocatürk-Schuster: Deshalb kann es auch keinen Schlussstrich geben. Es gibt kein Verfallsdatum fürs Gedenken. Wir müssen immer weiterkämpfen und weitergedenken. Auch weil viele in der *weißen* Mehrheitsgesellschaft immer wieder sagen, irgendwann muss man auch das Ganze vergessen, verzeihen oder einen Schlussstrich darunterziehen. Nein, das kann es nicht geben.

Kutlu Yurtseven: Warum es das auch nicht geben kann, das haben wir nach Mölln gehört, nach Solingen gehört, es ist wieder passiert. Wir haben es nach dem NSU gehört, es ist wieder passiert. Wir haben es nach Halle gehört, es ist wieder passiert. Und darum wird es kein »Es muss mal gut sein« geben. Und selbst wenn – was sehr utopisch ist – es keinen Rassismus in den Köpfen in der Gesellschaft geben sollte, dann muss trotzdem gedacht werden und die Kämpfe müssen gezeigt werden, die hierhergeführt haben. Und wenn wir das Gedenken und diese Kämpfe nicht aufrechterhalten, kann es wieder so sein wie vorher. Und deswegen darf es nie ein Ende des Gedenkens geben. Wir müssen vielmehr das Gedenken vertiefen und stärker im Bildungsbereich verankern, in den Schulbüchern. Und zwar nicht erst mit den Anfängen der Anschläge beginnen, sondern mit der Geschichte der sogenannten Gastarbeiter*innen. Wie sie geschuftet und Rassismus gespürt haben, wie sie aber auch ihr Leben aufgebaut haben. Unser Leben besteht nicht nur aus Trauer, Wut und Schmerz, sondern unsere Eltern hatten und haben ein Leben, in dem gelacht, geweint, gefeiert, getrauert, einfach gelebt und genossen wird. Ja, sie haben Musik gemacht, gesungen und getanzt, haben hier ihren Kindern eine neue Existenz und Zukunft ermöglicht. Und dieses Leben wurde angegriffen, für viele Menschen zerstört. Es wurde ein ganzes Lebensgefühl von Menschen aus der Türkei, aus Italien, aus Portugal, die hierhergekommen sind und sich Freiheit und Selbstbestimmung erkämpft haben, zerstört. Auch das gehört zur Erinnerungsarbeit und dafür ist mehr Unterstützung nötig.

Bengü Kocatürk-Schuster: Und all das ist nur durch Selbstorganisation und Solidarisation machbar, weil wir uns auf andere Strukturen nicht verlassen können.